

ER in uns und wir in IHM

Der menschverliebte Gott – der gottverliebte Mensch

Josef Dreißen, Aachen

Erich Kock schrieb ein Buch über die Trappistenabtei „Mariawald“ mit dem Titel „Wege ins Schweigen“. Er läßt sich in ein Gespräch ein mit dem Mönch Bernardin Schellenberger und stellt ihm die Frage: „Was ist eigentlich ein Mönch?“ Der Gefragte antwortet: „Ein Mönch, das ist ein Verliebter, einer, der am liebsten immer an den denken möchte, bei dem sein möchte, von dem er sich geliebt weiß und den er liebt. Und so versucht dieser Liebende sich eine Umgebung zu schaffen, einen Lebensstil, einen Rhythmus zu finden, der ihn immer wieder daran erinnert und der ihn immer wieder neu in Kontakt mit dem bringt, den er liebt und den er sucht.¹ Der entscheidende Satz lautet: ‚Ein Mönch, das ist ein Verliebter‘.“ Das Wort gilt im weitesten Sinne von jedem Christen, sollte aber a fortiori zutreffen auf alle Ordensleute und auf alle Priester. Im folgenden soll eine dreifache Verliebtheit zur Sprache kommen. Die anthropologische Verliebtheit (I), die theologische Verliebtheit (II), die unfaßbare Wirklichkeit ist in dem Gott-Menschen Jesus Christus, und über die christliche Verliebtheit als Antwort auf die theologische (III). Die Folge einer solchen Verliebtheit ist eine gegenseitige psychologische, bzw. ontologische Inexistenz.

I. Die anthropologische Verliebtheit

Von ihr ist zuerst die Rede, weil sie, wenn nicht von allen, so doch von den meisten, eine existentielle Erfahrung ist. Die höchste Form der Liebe ist die Verliebtheit. Nach einem Wort von Ruth Schaumann, liebt keiner, „er liebe denn sein Herz so hinweg, daß er es nicht mehr findet.“ Was besagt die Vorsilbe „ver“? Sie bedeutet soviel wie „weg“, „hinweg“, so etwa in den Worten ver-kaufen, ver-liegen, ver-schwinden, ver-schenken, ver-gehen usw.² Sich in einen Menschen verlieben, bedeutet viel mehr, als einen Menschen lieben. Wer sich ver-liebt hat, hat sich hinweggeliebt an einen anderen, an sein Du. Er hat sein Herz ver-schenkt. Er lebt nicht mehr bei sich, er lebt bei seinem geliebten Du. Er existiert in diesem Du, in dessen Welt, die er sich zu eigen gemacht hat. Zwischen Verliebten besteht eine psychologische Inexistenz. Nach einem Wort des hl. Augustinus lebt der Mensch nicht dort, wo er lebt, sondern dort, wo er liebt. Die Liebe allein bestimmt den Existenzort des

¹ Erich Kock, *Wege ins Schweigen*. Limburg 1980 S. 41.

² Die Vorsilbe „ver“ hat eine mehrfache Bedeutung. Wo sie auf das gotische „fra“ zurückzuführen ist, stimmt die obige Interpretation. Vgl. hierzu *Friedrich Kluge*, *Etymologisches Wörterbuch*. Berlin 1960 S. 812.

Menschen. Sie konstituiert seine Heimat, sein Zuhause. Solange er nicht im Ziel seiner Liebe verweilen darf, wird er, je nach dem Grad seiner Verliebtheit „schwermütig“. Wie oft wird das Wort gesagt: „Ohne dich kann ich nicht mehr leben.“ Dieses Wort bestätigt nur die dialogische Existenz des Menschen. Nun ist jedes menschliche „Du“ nur ein Hinweis, ein Zeichen, ein Transparent für das letzte göttliche Du, in dem die dialogische Existenz des Menschen ihre Erfüllung findet. Nur hier wird seine Schwermut aufgehoben, die nach Guardini „die Not der Geburt des Ewigen im Menschen ist“.³

Eine (vorübergehende) Verliebtheit zwischen Schülerinnen kann der Lehrer auf der Sekundarstufe I leicht feststellen. Solche Schüler können nicht bei der „Sache“ sein. Eine Konzentration auf den Unterricht fällt ihnen ungeheuer schwer. Die Leistungen sinken. Der Lehrer stellt dann mitunter die Frage: Wo sind Sie eigentlich? Sie sind ja gar nicht dabei? Sie sind wie abwesend? Was haben Sie denn wieder im Kopf? Die Frage, die in dieser Indiskretion nicht gestellt werden darf, müßte lauten: Wo haben Sie denn in Kopf und Herz?

Diese Verliebtheit besingen unsere schönsten, volkstümlichen Liebeslieder.

„All mein Gedanken, die ich hab, die sind bei dir.
Du auserwählter, einziger Trost, bleib stets bei mir.
Du, du, du sollst an mich gedenken.
Hätt ich aller Wünsche Gewalt,
von dir wollt ich nicht wenden.“

Erwähnt sei noch das bekannteste Liebeslied: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flügel hätt, flög ich zu dir. Weils aber nicht kann sein, weil’s aber nicht kann sein, bleib ich allhier.“

Die letzte Form der Verliebtheit kommt zum Ausdruck in dem geläufigen Wort: Ich könnte dich vor Liebe essen. Alle Liebe drängt nach der Vereinigung, nach Einheit. Alle Liebe will letzten Endes eine Inexistenz. Erst in dieser Inexistenz kommt sie zur Ruhe.

II. Die theologische Verliebtheit

Das Wesen Gottes – nicht bloß eine Eigenschaft – ist die Liebe. Diese überbordende Liebe hat die ganze Schöpfung mit dem Menschen als deren Krone ins Dasein gerufen. Die Erschaffung des Menschen leitet die Genesis ein mit den Worten: „Et ait: Faciamus hominem ad imaginem, et similitudinem nostram“ (Gen 1,26). Mit dem Wort „imago“ wird schon der christologische Bezug des Menschen angedeutet. Im Kollosserbrief heißt es von Christus „qui est imago Dei invisibilis, primogenitus omnis creaturae“. (Kol 1,15) Der Mensch ist „Image“ Gottes zunächst durch seine Personalität. Alle andere

³ Romano Guardini, Unterscheidung des Christlichen. Mainz 1935. S. 524.

natürliche Schöpfung ist apersonal. Aber Gott hat darüber hinaus dem Menschen von vornherein einen übernatürlichen Urstand geschenkt. Es hat nie den Menschen „in statu naturae purae“ gegeben, sondern immer nur „in statu naturae gratiae“. Dieser Urstand wird am besten wiedergegeben mit der Vokabel „doxa“⁴. Doxa ist ein Ausdruck der geheimnisvollen Gottverbundenheit des ersten Menschen. Er war sein Partner, frei von der Sünde, besaß das Leben und die Gnade Gottes. Die Nähe Gottes zum ersten Menschen zeigte sich symbolisch darin, daß er mit ihm im Garten lustwandelte (Gen 3,8). Gott hat den ersten Menschen „mirabiliter“ erschaffen. Der „Urstand“ des ersten Menschen ist ein Zeugnis der unfassbaren Liebe Gottes, die den Menschen in die Nähe des Schöpfers rückte.

Aber der Mensch sollte sich des Geschenkes der Urgnade würdig erweisen. Es wurde ihm nur auf Probe hin gewährt. Die Probe bestand in einer Gehorsamstat, worin der Mensch Gott als seinen Herrn anerkennen sollte. Der Mensch bestand die Probe nicht. Er kündigt Gott den Gehorsam auf, will nicht mehr unter Gott stehen, sondern – neben ihm. Der luziferische Schrei „Ihr werdet sein wie Gott“ ist seitdem in der Menschheitsgeschichte nicht mehr verstummt. Der erste Mensch stellt sich jetzt auf eigene Füße, existiert in sich selbst und verliert Gott. Viele tausend Jahre begibt sich der Mensch auf die Suche nach Gott, der erst im Verlust Gottes dessen doxa zu schätzen wußte. Lukas bringt uns drei Gleichnisse vom Verlorenen, das Gleichnis von der verlorenen Drachme (15,8–10), vom verlorenen Schaf (15,1–7) und vom verlorenen Sohn (15,11–32). Die Interpretation dieser drei Gleichnisse zeigt uns, daß Gott der Verlierer und der Mensch sein Verlust ist. Denn es gibt keinen Weg vom Menschen zu Gott, es gibt nur den umgekehrten Weg von Gott zum Menschen.

Diesen Weg beschreitet der Vater in der Hingabe seines Sohnes. „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat.“ (Joh 3,16) Der beste Kommentar zu dieser Stelle ist nach R. Schnackenburg 1 Joh 4,9, wo er sagt: „Gottes Liebe hat sich an uns darin geoffenbart, daß Gott seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn das Leben haben.“⁵ Diese „Hingabe“ impliziert die Inkarnation und den Tod am Kreuz. Alle Heilsinitiative geht vom Vater aus. Er liebt sich in seinem Sohn hinweg. Er verschenkt und verliebt sich in seinem Sohn in den Menschen. Jesus Christus ist der im Menschen existierende Gott, der Gott-Mensch. Im Geheimnis der Inkarnation bindet sich Gott für ewige Zeiten ontologisch an den Menschen. Gott und Mensch bilden im Gott-Menschen eine untrennbare Einheit. Gott kann ohne den Menschen, ja ohne die Welt nicht mehr gedacht und gesprochen werden. Gott liebt sich in der Inkarnation von der Ewigkeit in die Zeit, vom Schöpfer in das Geschöpf Mensch,

⁴ Vgl. hierzu *Leo Scheffczyk*, Handbuch der Dogmengeschichte, Band II, Faszikel 3a (1. Teil): Urstand, Fall und Erbsünde. Von der Schrift bis Augustinus. Freiburg 1981.

⁵ *Rudolf Schnackenburg*, Das Johannesevangelium I. Teil. Freiburg 1965 S. 423.

von der Unendlichkeit in die Endlichkeit, vom Sein ins Werden. „Das IST wird“, sagt Gregor von Nazianz.⁶ Wir sprechen mit Recht von der Menschwerdung Gottes. Der einzige, vielgeliebte Sohn Gottes kommt nicht als fertiger Mensch zur Welt, sondern als Kind. Ein Kind wächst, reift, entwickelt sich. Vom Zwölfjährigen berichtet uns das Lukasevangelium, daß er „zunahm an Weisheit, an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ (Et Jesus proficiebat sapientia, et aetate, et gratia apud Deum et homines) (Lk 2,52).⁷ Jesus macht einen Lernprozeß mit und reift zur Vollendung. „Und obschon er der Sohn Gottes war, lernte er an seinem Leiden den Gehorsam kennen. So vollendet, wurde er für alle, die ihm folgen, zum Urheber des ewigen Heiles.“ (Hebr 5,8) Im vollendeten Kreuzesgehorsam wiegt er unser aller Ungehorsam auf und schenkt uns das Heil. In diesem Lernprozeß zeigt sich die völlige Solidarität Jesu mit uns, die nur eine einzige Ausnahme kennt, die Sünde.

Gottes Anliegen ist die Kluft, die sich in der Sünde aufgetan hat und die er schließt in Jesus Christus. Er verliebt sich zumal in den sündigen Menschen. Als Freund der Zöllner und Sünder hält er mit ihnen Tischgemeinschaft. Er will die Sünden der ganzen Welt auf seine Schultern nehmen, um sie uns wegzunehmen. Er nimmt die ganze Last auf sich, um uns zu entlasten. Paulus wagt das Wort: „Er (sc. der Vater) hat den, der von Sünde nichts wußte, zur Sünde – hamartian – für uns alle gemacht.“ (2 Kor 5,21) „Christus ist für uns zum Fluch geworden“ (Gal 3,13) Der Sohn wird gewissermaßen zur personifizierten Sünde. In diese Abgründe hinein reicht seine Inexistenz.

„Der Sohn ist also nicht nur das Andere seiner selbst, nämlich Schöpfung geworden, sondern er ist zu dem ihm völlig Fremden, zur Sünde gemacht worden, und hier zeigt sich nun mit aller Deutlichkeit, daß der Vater und der Sohn insofern sie Personen sind, nichts aber auch gar nichts gemeinsam haben. Von dort her gewinnt dann der Verlassenheitsschrei Jesu am Kreuz (Mk 15,34; Mt 27,46) seine unbegreifliche Tiefe.“⁸

Das Kriterium echter Liebe ist die Vereinigung bis zur völligen Einheit. Nun hat sich Christus bei seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt. (Art 22 von „Gaudium et spes“) Diese Vereinigung ist also zunächst eine generelle und objektive, die auf der Tatsache der Geburt beruht. Sie wird zu einer individuellen und subjektiven durch Glaube und Taufe. Nach der Tauftheologie des hl. Paulus (Röm 6, 1ff. und Col 2–3) spielt das „Mit“ eine entscheidende Rolle. Das Schlüsselwort ist „homoio-ma“. „Die Taufe (‘Todestaufe‘) ist also homoioia, Gleichbild des Todes Chri-

⁶ Josef Sudbrack, Probleme, Prognosen einer kommenden Spiritualität. Würzburg 1969. S. 36.

⁷ Vgl. zu diesem rätselhaften Wort die Exegese in dem Kommentar von Heinz Schürmann, Das Lukasevangelium. Freiburg 1969 S. 138. (Dort auch Angaben von weiterführender Literatur).

⁸ Heribert Mühlen, Die Veränderlichkeit Gottes als Horizont einer zukünftigen Christologie. Münster 1976 S. 32.

sti; das ist die Grundwirklichkeit der Taufe. In diesem und durch dieses Gleichbild tritt der Täufling in engste Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn, und zwar in der Weise, daß der Täufling mitgekreuzigt wird, mitstirbt, mitbegraben und miterweckt wird, befreit von der Herrschaft der Sünde, um fortan mit Christus und in Christus für Gott zu leben.⁹ Wir bezeichnen die Taufe als das Sakrament der Wiedergeburt, weil sie uns ein vollkommen neues Leben schenkt, das Christusleben, das übernatürliche Leben, das Gnadenleben, oder wie wir es auch nennen wollen. Dieses Leben ist „mit Christus in Gott verborgen. Wenn Christus, unser Leben offenbar wird, werdet auch ihr mit ihm in Herrlichkeit offenbar werden.“ (Kol 3,4) Weil dieses Leben in uns völlig verborgen ist, entzieht es sich ganz unserer sinnlichen Wahrnehmung. Die Realität und die Qualität dieses Lebens erscheinen uns erst in vollem Licht, wenn wir an das Brot, an die Speise, an die Nahrung dieses Lebens denken. Leben und Brot stehen in einer Korrelation zueinander. Jedes Leben fordert ein ihm homogenes Brot. Das Brot für dieses Leben ist der durch den Tod hindurchgegangene auferstandene Herr. Es ist kaum ein Glaube so fest und so tief im katholischen Volk verankert wie eben der Glaube an die volle Präsenz Christi im eucharistischen Brot. Er ist das Himmelsbrot, das wahre Manna. In diesem Brot gibt er sich uns zu essen. Damit erreicht seine inexistente Liebe ihren höchsten Grad. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“ (Joh 6,56) Hier wird die gegenseitige Inexistenz ausgesprochen. Von der Realität und Qualität des Brotes dürfen wir Rückschlüsse ziehen auf die Realität und Qualität des Christuslebens in uns. Wir sind in ihm und er ist in uns. Das Sein Christi im Menschen führt zum Sein des Menschen in Christus. Diese wechselseitige Inexistenz veranschaulicht uns der Herr an dem Gleichnis vom Weinstock und Rebzweig. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht, denn getrennt von mir könnt ihr nichts tun.“ (Joh 15,5)¹⁰ Wird der Rebzweig vom Weinstock getrennt, ist er unweigerlich dem Tod und der Unfruchtbarkeit verfallen.

Es besteht die entsetzliche Möglichkeit, daß der Getaufte sich von Christus trennt, sich von ihm absondert durch die Todsünde und damit sein Christusleben verliert. Ein Toter kann nicht mehr essen. Das ist der tiefste Grund, warum ein Christ im Stand der Todsünde nicht mehr kommunizieren darf, ohne ein Sakrileg zu begehen.

Es gibt noch eine andere Form der Kommunion mit Christus. Christus ist gegenwärtig in seinem Wort. „Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche verlesen werden.“ (Litur-

⁹ Burkhard Neunheuser *OSB*, Handbuch der Dogmengeschichte, Band IV: Sakramente, Faszikel 2: Taufe und Firmung, Freiburg 1956 S. 13.

¹⁰ Die frühere Übersetzung lautete: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“; die jetzige nach der Einheitsbibel „getrennt von mir könnt ihr nichts tun“, ist besser. Das griechische „choris emou“ gibt die Vulgata wieder mit „sine me“ – Das griechische Adverb „choris“ kommt vom Verbum „chorizein“ = trennen, scheiden.

giekonstitution Art. 7) Wir können ihn in seinem Wort mit dem Ohr aufnehmen. Es gibt eine Wortkommunion. Wo der Kontakt mit der Kirche aus Anlaß von Todesfällen oder Hochzeiten nur noch punktuell der größeren Feierlichkeit wegen aufgegriffen wird, wäre es ratsam, auf eine Eucharistiefeier zu verzichten, um einem sakrilegischen Empfang des eucharistischen Brotes vorzubeugen und sich mit einem entsprechenden Wortgottesdienst zu begnügen. Es sei noch einmal daran erinnert, daß die Inexistenz Christi in uns nur möglich ist in seiner äußersten Erniedrigung. Er wird für uns in Brot und Wort zu einer Sache, über die wir verfügen können. Diese Inexistenz ist eine Folge seiner Verliebtheit in den Menschen, die ontologischer Natur ist.

III. Die christliche Verliebtheit

Wenn Christus in uns ist, dann sind wir in ihm. Die Formel „in Christus“ begegnet uns bei Paulus 164mal.¹¹ Wenn wir an die tägliche Eucharistiefeier denken, überwiegt faktisch das „Christus in uns“. Paulus durfte von sich bekennen: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Nach paulinischer Christumystik bekommt der Ausdruck „lebt“ hier eine eindeutig ontologische Bedeutung. Er ist aber, da mit Christus der neue Äon eingeleitet wird, auch eschatologisch zu verstehen.¹² Die Worte können nicht in dem Sinne interpretiert werden, daß Christi Ich das menschliche Ich ersetzt und auslöscht. Es sei ein Vergleich gestattet: Wenn ein Tropfen Wasser sich in den Ozean ergießt, löst sich der Tropfen völlig in den Wassern des Ozeans auf. Er verliert seine Selbständigkeit. So versteht etwa der Hinduist sein Einswerden mit dem absoluten „Brahman“, das sich im günstigsten Falle in der Todesstunde ereignen kann. Das wäre Pantheismus. Der Christ behält für immer sein einmaliges Ich, aber es wird in einer völligen Selbstverleugnung ganz von Christus durchdrungen, ähnlich wie der Sauerteig die drei Maß Mehl ganz durchsäuert. Wenn die Inexistenz Gottes durch Jesus Christus in uns das äußerste Zeichen seiner Liebe ist, dann sollten wir auf unsere Inexistenz in ihm mit gleicher Liebe antworten. Unsere psychologische Verliebtheit in Jesus Christus würde seine ontologische Inexistenz offenbaren. Das priesterliche Ich wäre dann erfüllt vom Ich Christi, es würde in ihm existieren, in seiner Welt zu Hause sein, in seiner Welt leben, sich in seiner Welt auskennen und von seiner Perspektive aus alles sehen und werten. Unser psychologisches Ich wäre das Ich Christi. Jean-P. de Caussade gibt in seinem Buch „Hingabe an Gottes Vorsehung“ diese Gedanken mit folgenden Worten wieder: „Man gelangt zu Gott durch die Aufgabe seiner selbst. Halten wir uns so tief, daß wir in unseren eigenen Augen verschwinden. Je mehr wir alles, was nicht Gott ist, aus uns entfernen, aus uns verbannen, um so mehr erfüllen wir uns mit Gott. Dort, wo wir uns nicht mehr finden, finden wir Gott. Wir können unserer Seele in diesem Leben keine größere Wohltat erweisen, als sie mit Gott zu

¹¹ *Michael Schmaus*, *Katholische Dogmatik III*, 1, München 1940 S. 194.

¹² Vgl. dazu *Franz Mußner*, *Der Galaterbrief*, Freiburg 1974 S. 182.

erfüllen. Die Übung der vollkommenen Selbstaufgabe besteht darin, auf nichts anderes bedacht zu sein, als sich selber völlig abzusterben, um Gott in uns leben und wirken zu lassen. Sich Gott in voller Selbsthingabe unterwerfen und sich im Abgrund seines Nichts verlieren, um sich nur noch in Gott wiederzufinden: das heißt das Vollkommenste tun, das wir überhaupt tun können. Das Mark aller anderen Tugenden liegt darin enthalten.“¹³ Hier ist eine ganz präzise Antwort auf das WORT gegeben.

Nun liebt der Herr alle Menschen, aber nicht alle in gleicher Weise. Seine Liebe ist graduell verschieden. Er scharte 70 Jünger um sich. (Lk 10,1f.) Aus seinen Jüngern erwählt er seine Apostel. Dieser Wahl geht eine Nacht des Gebetes voraus. (Lk 6,12) Diese Gebetsnacht ist ein markantes Zeichen für den Ernst, mit dem wir sein Wort befolgen sollten: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ (Mt 9,38) Geistliche Berufe wollen erbetet sein. Aus den 12 Aposteln ragen die drei „Säulenapostel“ heraus: Petrus, Jakobus, Johannes. Von Johannes heißt es, daß er der Jünger war, „den Jesus liebte“. (Joh 13,24) Er durfte an seiner Brust ruhen. Nach seiner Auferstehung fragt Jesus Petrus, der ihn dreimal verleugnet hatte: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?“ Diese Frage setzt voraus, daß Jesus Petrus mehr liebte als die übrigen Jünger, denen er erschienen war. (Joh 24,15) Darin zeigt sich bekanntlich die Liebe, „nicht wir haben Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt.“ (1 Joh 4,10) Unsere Liebe ist immer nur möglich als Gegenliebe, als Antwort auf die Liebe Gottes. Jesus hatte einen Freund, Lazarus. Als er krank wurde, lassen seine Schwestern, Maria und Martha, ihm sagen: „Herr, den du liebhabst, ist krank.“ (Jo 11,3) Jesus macht Unterschiede in seiner Liebe. „Freunde“ nennt der Herr alle, die er erwählt hat. „Ihr seid meine Freunde . . . Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ (Joh 15,14f.) Ordensleute und Priester gehören sicherlich zu den von Jesus Erwählten, die gehören zu seinen Freunden. „Nicht mehr Knechte nenne ich euch, sondern Freunde“ heißt es in der Weiheliturgie. Sie sind von ihm mehr geliebt als die anderen, die er nicht für sich beansprucht und ausschließlich in seinen Dienst berufen hat. Nicht umsonst betet der Priester im Zweiten Hochgebet nach der Wandlung: „Wir danken dir, daß du uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen.“ Es ist eine fehlerhafte Lücke, daß im Hochgebet der „Ordensleute“ nicht gedacht wird. In dem Memento der Kirche müßte es heißen: Vollende dein Volk in der Liebe, vereint mit . . . unseren Priestern, Diakonen und Ordensleuten.“ All die hier genannten Gruppen sind vom Herrn Geliebte par excellence. Das ist der tiefste Grund unserer Freude, weil diese Liebe niemals erlischt. Von uns erwartet der Herr auch eine ganz besondere Gegenliebe. Seine radikale „Hingabe“, Weggabe seiner Liebe an uns bedingt die unsrige. Seine völlige Entäußerung, seine „exinanitio“, ist die Voraussetzung für unsere Erniedrigung in der Selbstverleugnung. Aus diesem Tatbestand ergeben sich nun eine Reihe von praktischen Konsequenzen, die hier nur thesenhaft angedeutet werden können:

¹³ Hier zitiert nach „Christ in der Gegenwart“ 7/82 S. 53.

1. In Christus denken

Bekehrung heißt in der griechischen Sprache „metonoia“. Wir müssen immer mehr umdenken, denken wie Christus gedacht hat, d. h. mit anderen Worten, wir sollten immer tiefer in den Glauben hineinwachsen. Unser ehemaliger Regens pflegte uns oft das Wort vorzuhalten: „Verlassen Sie sich immer auf Ihren gesunden Menschenverstand.“ Aber dieses Wort ist mir immer zweifelhafter geworden. Der Glaube entspricht ja gerade nicht unserem gesunden Menschenverstand, sondern widerspricht ihm. Des Menschen Weisheit ist ja in den Augen Gottes Torheit. Das sei an einigen Beispielen illustriert. Der Herr sagt seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem sein Leiden und Sterben voraus. „Da zog Petrus ihn beiseite und machte ihm Vorwürfe. Er aber wandte sich um, blickt seine Jünger an und wies Petrus mit den Worten zurecht: Weg von mir Satan, denn du denkst nicht, was Gott will, sondern was die Menschen wollen.“ (Mk 8,32,33) Nach Mt reagiert Petrus noch leidenschaftlicher auf die Leidensvoraussagen des Herrn. Matthäus läßt ihn sprechen: „Das soll Gott verhüten. Das darf nicht mit dir geschehen.“ (Mt 16,23) Zweifellos stehen hinter diesen Worten die Sorge und die Liebe eines Petrus. Aber Petrus äußert Mischgedanken. Entscheidend ist, daß wir Gottes Gedanken denken, daß wir glauben. Hier hilft der gesunde Menschenverstand nicht weiter. Der Glaube führt bis zu einem „sacrificium intellectus“.

In der Bergpredigt sagt uns der Herr: „Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.“ (Mt 5,5) Als Kontext können wir noch das Wort anführen: „Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die andere hin.“ (Mt 5,39) Diese Worte Jesu sind ein Hohn auf alles natürliche Denken und Reagieren. Wer von uns denkt und verhält sich so, wie es der Herr hier von uns erwartet?

Vor Jahren gab ich mal Exerzitien vor einem Säkularinstitut und wurde einquartiert in dem Zimmer, das der Bischöfliche Kaplan bewohnt hatte, der aber inzwischen verstorben war. Es hatte sich an dem Zimmer nichts geändert. Mir fiel ein schlichtes Bild auf, das offensichtlich von ihm selbst stammt. Auf einen weißen Karton hatte er mit roter Farbe ein großes XR gezeichnet und darunter standen die Worte, von ihm selbst geschrieben: panta skybala. Ich verstand diese Worte nicht und wußte auch nicht, welcher Schriftstelle sie entnommen waren. Zu Hause angekommen, suchte ich sofort die entsprechende Schriftstelle. Es handelte sich um Phil. 3,8. Da lesen wir: „Ich halte alles für Kehrriecht, um Christus zu gewinnen.“ Das griechische Wort „skybalon“ ist hier sehr euphämistisch übersetzt. Die Jerusalemer Bibel übersetzt es drastischer und wortgetreuer: „Um seinetwillen habe ich alles preisgegeben und halte es für Mist, um Christus zu gewinnen.“¹⁴ Diese Stelle läßt uns ah-

¹⁴ Die Einheitsübersetzung bringt „Unrat“, in der volkstümlichen Sprache würde die Übersetzung lauten: Alles ist Scheiße. Denn skybalon heißt in der profanen Gräzität:

nen, wie sehr ein Saulus sich bekehrt und als Paulus umgedacht hat. Dazu passen seine dialektischen Worte von Weisheit und Torheit des Kreuzes. „Wir verkünden Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Weisheit.“ (1 Kor 1,23) Ihm verdanken wir den Appell: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken.“ (Röm 12,2)

2. In Christus lieben

Es gibt drei Stufen der Liebe. Die unterste Stufe beruht auf Gegenseitigkeit: Wie du mir, so ich dir. Dieses „jus talionis“ wird am häufigsten fast spontan praktiziert.

Die nächste Stufe liegt wesentlich höher: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Mt 19,19; 22,39) Dieses Gebot lautet in seiner Konkretion: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen. Darin besteht das Gesetz und die Propheten.“ (Mt 7,12) Diese „Goldene Regel“ hat ihren Niederschlag gefunden in dem geflügelten Wort: „Was du nicht willst, das man dir tue, das füge auch keinem anderen zu.“ In der positiven Formulierung würde das Wort lauten: „Alles, was du willst, das man dir tue, das tue auch andern.“

Aber das „neue“ Gebot der Liebe geht weit über diese Form der Nächstenliebe hinaus. Ihm liegt ein göttlicher Maßstab zugrunde. Es heißt: „Das ist mein Gebot: Liebet einander so, wie ich euch geliebt habe.“ (Joh 15,11) Dieses Wort ist innertrinitarisch verankert. Der Kontext dazu lautet: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt.“ (Joh 15,9) Damit bekommt auch unsere Inexistenz eine trinitarische Qualität. „Alle sollen eins sein, wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, so sollen auch sie in uns eins sein.“ (Joh 17,21) Die Hingabe des Vaters setzt sich fort in der Hingabe des Sohnes. Wie der Vater seinen Sohn wegliebt, so liebt der Sohn sich weg an die Menschen. Diese Hingabe des Sohnes feiern wir in jeder hl. Messe und kommt zum Ausdruck in den Wandlungsworten. Sein Leib wird hingegeben und sein Blut wird vergossen für alle zur Vergebung der Sünden. Hier offenbart sich die ekklesiale Dimension der Liebe Christi, der das Haupt seiner Kirche ist. Darüber hinaus hat die Liebe Christi eine kosmische Dimension; ist der Herr ja auch das Haupt der Schöpfung, die durch ihn geworden ist. (Eph 1,22,23; Kol 1,16ff.) Unsere Liebe als neues Gebot wäre als Verlängerung der Liebe Christi unsere Hingabe an den einzelnen, an die Kirche, an die Welt. Diese Hingabe ist graduell verschieden; sie gilt zunächst immer dem sündigen Menschen zu dessen Erlösung. Das Maß und die Intensität der Liebe ist der in mir existierende Christus. Wenn diese Liebe in Analogie zum „jus talionis“ auf eine kurze Formel gebracht werden darf, dann lautet sie: „Wie Christus mir,

Kot, Exkremete. Etwas abgeschwächt könnte man die Stelle am besten übersetzen mit den Worten: Ich halte alles für Dreck. Vgl. hierzu ThWNT, Band VII. 1964 S. 446f.

so ich dir.“ Wie er sich mir gegenüber verhält, wie er mit mir ist, mir verzeiht, mir beisteht, so verhalte ich mich dem anderen gegenüber.

3. In Christus beten

Das liebste Wort des Herrn ist das Wort „Abba“, Vater, Papa. Mit diesem Wort spricht er sich selbst, seine Personalität aus. Er ist als der vom Vater gezeugte sein Sohn. Das ist das „Proprium“ des Sohnes. Diese Proprietas ist aber identisch mit seiner Personalität. Der Herr lehrt uns das Vaterunser. Nun ist es der Geist Gottes, in dem wir rufen: „Abba, Vater!“ (Röm 8,15) „Wir wissen auch nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen; der Geist selbst tritt jedoch für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können.“ (Röm 8,28) Wenn wir im Geist das Vaterunser beten, dann gibt uns der Geist auch schon den kernigen Gehalt unseres Betens an. Dabei ist die Anordnung der Bitten gleichzeitig ihre Rangordnung. Wenn der Herr sagt: „So sollt ihr beten“ (Mt 6,9) und dann das Vaterunser spricht, ist mit dem „So“ nicht nur der materiale Gehalt, sondern auch die formale Gestalt unseres Betens angegeben. Sicherlich hat der Herr das Vaterunser vollpersonal gebetet. Er war in jedem Wort anwesend. Seine Gebetsworte waren personal gedeckt. (Es kann vorkommen, daß wir unsere Pflichtgebete nur persolvieren.) Generell dürfen wir sagen, daß all unser Beten die Aussprache unserer Kindschaft Gottes im Heiligen Geist ist. Nun ist das „kindliche“ Vertrauen sprichwörtlich geworden. Ein Kind glaubt seinem Vater radikal alles, auch das Unmögliche. Ein Mißtrauen ist ausgeschlossen. Von einem solchen Vertrauen müßte unser Beten getragen werden. Auf dieses Vertrauen macht der hl. Jakobus aufmerksam. Bei ihm lesen wir: „Wer bittet, soll aber voll Glauben bitten und nicht zweifeln; denn wer zweifelt, ist wie eine Welle, die vom Wind im Meer hin und her getrieben wird. Ein solcher Mensch bilde sich nicht ein, daß er vom Herrn etwas erhalten wird, er ist ein Mann mit zwei Seelen und unbeständig auf all seinen Wegen.“ (Jak 1,6,7)

In diesem Zusammenhang sei auch hingewiesen auf das „immerwährende Beten“, auf das Gebet ohne Unterlaß. (Lk 18,1; Apg 12,5; 1 Thess 5,17) Die schönste Interpretation eines solchen immerwährenden Betens fand ich bei Johannes Chrysostomus. „Es genügt nicht, daß wir die Gedanken schnell auf Gott richten, wenn wir uns dem Gebet zuwenden. Auch wenn jemand mit gewissen Pflichten befaßt ist oder mit der Sorge für die Armen oder mit nützlichen Werken der Wohltätigkeit, immer soll er damit das Denken an Gott und das Verlangen nach ihm verbinden, damit sein Tun durch die Gottesliebe gleichsam mit Salz gewürzt wird . . . Wenn ich von Gebet spreche, denke ich nicht an Worte. Es ist vielmehr das Verlangen nach Gott, eine unsägliche Liebe, die nicht aus dem Menschen kommt, sondern von der göttlichen Gnade . . . Wenn der Herr jemandem dieses Gebet schenkt, dann ist das für ihn ein Schatz, der ihm nicht genommen werden kann, eine Speise vom Himmel, welche die Seele sättigt. Wer von ihr genießt, dessen Herz wird von ewiger Sehnsucht nach Gott wie von einem heißen Feuer entzündet.“

4. In Christus wollen

Die Menschheit Christi muß ganz ernst genommen werden. Er hat „mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen gehandelt, mit einem Menschenherzen geliebt.“ (Art 22, Gaudium et spes) In Christus kollidierte nicht immer der menschliche Wille mit dem göttlichen, er konnte auch kollidieren. Der Sinn seines Lebens lag darin, im Gehorsam immer dem Willen des Vaters zu folgen. So heißt es im Hebräerbrief: „Darum spricht er bei seinem Eintritt in die Welt: ‚Schlacht- und Speiseopfer willst du nicht, einen Leib aber hast du mir geschaffen . . . siehe, ich komme, um deinen Willen zu erfüllen.‘“ (Hebr 10,5f.)¹⁵ Wie sehr sich der Herr um den Willen seines Vaters bemüht, verraten am klarsten seine Worte: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat.“ (Joh 4,34) Aber sein menschlicher Wille geriet in Konflikt mit dem göttlichen Willen, wo es um sein Leiden und Sterben ging. Die Szene im Ölgarten zeigt uns die ganze Menschlichkeit Jesu. Er weiß, was auf ihn zukommt, und sucht Trost und Hilfe bei seinen Jüngern, seinen „Säulenaposteln“, bei Petrus, Jakobus und Johannes, die er mitnimmt und sie bittet: „Bleibt hier und wachet mit mir.“ Dann geht er hin, wirft sich zu Boden und betet dreimal aus todwunder Seele. „Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ (Mt 26,38) Der Herr betet nicht absolut, wie wir das oft zu tun pflegen „Du mußt mir dieses Kreuz nehmen, ich schaffe es einfach nicht mehr“, sondern er betet conditional: „Wenn es möglich ist . . .“ und „wie du willst“. Er unterwirft sich auch in seinem wahrhaft bitteren Leiden und Sterben dem Willen des Vaters.

5. In Christus leiden

Wir sprechen fast immer vom „göttlichen Herzen Jesu“ und vergessen darüber, daß er ein wahrhaft menschliches Herz gehabt hat. Gerade darauf macht uns Pius XII. in seiner Enzyklika „Haurietis aquas“ aufmerksam. Nach dieser Enzyklika ist das Herz Jesu „auch Sinnbild der sinnenfälligen Regung, da der Leib Christi, im Schoß der Jungfrau Maria durch das Wirken des Heiligen Geistes gebildet, die vollkommenste Fähigkeit des Empfindens und Wahrnehmens besitzt, mehr sogar als jeder andere Menschenleib.“ Mit anderen Worten: Jesus ist sehr sensibel gewesen. Er hat psychisches und physisches Leid viel tiefer gespürt und erfahren als alle anderen Menschen. Von dieser Sensibilität her ist die Größe und Schwere seines Leidens zu bemessen. Von dorthier verstehen wir die Worte aus dem Hebräerbrief: „In den Ta-

¹⁵ Im Griechischen heißt Leib „soma“ und Ohren „ota“. Hier liegt wahrscheinlich ein Abschreibebefehler vor. „Einen Leib hast du mir bereitet, siehe, ich komme, deinen Willen zu erfüllen“, ergibt keinen rechten Sinn. Denn der Wille Gottes ist dem Ohr zugeordnet, nicht dem Leib. Christus ist „ganz Ohr“ gewesen für den Willen seines Vaters. Das will diese Stelle besagen. Vgl. Ps. 40,7.

gen seines Erdenlebens hat er unter lautem Aufschrei und unter Tränen Biten und Flehrufe vor den gebracht, der ihn vor dem Tode bewahren konnte.“ (Hebr 5,9)¹⁶ Aber – und diese Bemerkung scheint mir wichtig zu sein – „Er hat angesichts der vor ihm liegenden Freude das Kreuz auf sich genommen, ohne auf die Schande zu achten, und sich zur Rechten von Gottes Thron gesetzt.“ (Hebr. 12,2) In seinem „lauten Aufschrei“ war „die vor ihm liegende Freude“ sein Trost und seine Hoffnung.

Wir sprechen symbolisch von der Glut des Leidens, in dem der Mensch geläutert wird wie Gold und Silber im Feuer geläutert werden, wir sprechen aber auch in der gleichen Symbolik von der Glut der Liebe, vom Feuer der Liebe, von einer brennenden Liebe. Durch beide Formen der Gluten und Feuer ist das menschliche Herz Jesu hindurchgegangen. Beide Formen gehören aufs innigste zusammen. Nur die Liebe leidet. Nur die Liebe kennt auch Mitleid, griechisch formuliert, die Sym-pathie. Bei der Auferweckung des jungen Mannes in Naim heißt es nach Lukas, daß der Herr beim Anblick der Witwe „Mitleid“ mit ihr hatte. Für den lateinischen Ausdruck „*misericordia motus*“ lesen wir in der LXX „*esplanchnisthā*“. Wenn wir dieses Wort getreuer übersetzen würden, müßten wir sagen: „Als er die Frau sah, drehte sich bei ihm das Herz im Leibe herum.“ Christus partizipiert an jedem Menschen. Sie sind ein Teil seiner selbst. Das trifft zumal auf die Kirche zu, wo wir Glieder, Mit-Glieder seines Leibes sind.

6. In Christus sorgen

Christus kennt nur eine Sorge: Die Ehre seines Vaters im Heil der Menschen. Seine Sorge hat also einen doppelten Aspekt: Wenn die Menschen an ihn, als den Sohn Gottes glauben, seinen Vater ehren und anbeten, gewinnen sie ihr Heil. Wir dürfen die Worte aus dem Nicänum nicht vergessen: „*Propter nos homines*“ und „*propter nostram salutem descendit de caelis.*“ Wenn der Herr vom Sinn seines Lebens spricht, gebraucht er mit Vorliebe das Wort „kommen“. Wozu ist der Herr „gekommen“? Darauf gibt es viele Antworten. In diesem Zusammenhang seien nur einige genannt, die aber alle in derselben Richtung liegen: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen.“ (Mt 9,13) „Ich bin gekommen, Frieden zu senden.“ (Mt 10,34) „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ (Joh 10,10) „Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit niemand, der an mich glaubt, in der Finsternis bleibe.“ (Joh 12,46) Das Kommen Christi ist Maß für unser Kommen. Wir sind gekommen, so dürfen wir generell sagen, um den Men-

¹⁶ In der Schrift ist oft vom Schreien des Menschen nach Gott die Rede. Im Lat. steht hier das Verbum „*clamare*“. „*De profundis clamavi ad te, Domine, Dominem exaudi vocem meam.*“ (Ps. 130,1) Im Griechischen steht das Verbum „*krazein*“ Mt 14,26; Mk 5,3; 9,26; Lk 9,39; Joh 12,13 usw. Das griechische „*krazein*“ klingt noch wieder im deutschen „*krächzen*“.

schen das Heil zu bringen. Bei allen Sorgen müßte die Seelsorge wieder den Primat haben.¹⁷ „Sprema lex, cura animarum.“ Dieses Wort stand über unserem ersten Priesterseminar. Wie ein Priester auch sein Priestertum verwirklichen mag, er ist und bleibt in erster Linie Seelsorger, nicht Wissenschaftler oder Forscher.

Das Wort, von dem ich ausgegangen bin, lautete: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir.“ Das Wort habe ich in keiner Weise ausgeschöpft, ich habe nur einige Aspekte aufgezeigt. Je mehr wir das Wort Gottes in der Bibel lesen und hören, um so tiefer lernen wir die Welt Christi kennen und um so mehr können wir ihn dann transparent machen.

¹⁷ Es ist das Verdienst von *Josef Goldbrunner*, erneut darauf hingewiesen zu haben in seinem Buch „Seelsorge – eine vergessene Aufgabe“, Freiburg 1971.